



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten


Berlin u.a., 1841 - 1922

Kaemmel, Otto: Das größere Italien und die Società Dante Aligheri

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Das größere Italien und die Società Dante Alighieri


 eitdem der Ausdruck Greater Britain, das Schlagwort des britischen Imperialismus, aufgekommen ist, hat er auch in andern Ländern, deren nationale Interessen weit über ihre Staatsgrenzen hinausreichen, Nachahmung gefunden, obwohl, den Verhältnissen entsprechend, in einem wesentlich andern Sinne. Kaiser Wilhelm II. hat gelegentlich von einem „größern Deutschland“ gesprochen und es als eine Aufgabe der deutschen Politik bezeichnet, nicht die politischen, aber die geistigen und wirtschaftlichen Bande zwischen den Deutschen im Reiche und denen draußen, namentlich auch in den überseeischen Ländern, zu kräftigen. Neuerdings ist auch von „einem größern Italien,“ *una più grande Italia*, die Rede, in demselben Sinne und mit demselben Rechte. Denn die Grenzen des Königreichs Italiens sind ebensowenig die Grenzen der italienischen Nationalität wie die Grenzen des Deutschen Reichs die der deutschen. Zunächst schließen sich italienisch redende Außenlande an, die zu irgend einer frühern Zeit unter italienischer Herrschaft gestanden haben, jetzt aber zu fremden Staatswesen gehören, Tessin, Südtirol, Triest mit dem Küstenlande, Istrien, Dalmatien, Malta, die Länder, die man, wenigstens teilweise, in Italien selbst gern als die *Italia irredenta*, das unerlöste Italien, bezeichnet, also im stillen als künftige Teile des Nationalstaats ins Auge faßt, wenn man auch jetzt nicht laut davon spricht. Ihnen zunächst stehn die zahlreichen verstreuten italienischen Niederlassungen im muhammedanischen (türkischen) Orient rings um das östliche Becken des Mittelmeers, auch sie in ihrem Ursprunge meist Reste der alten venezianischen und genuesischen Seeherrschaft. Viel jüngern Ursprungs und ganz andrer Art sind die vorübergehenden Ansiedlungen namentlich italienischer Arbeiter, die auf kürzere oder längere Zeit durch „Abwanderung“ in die europäischen Nachbarländer bis nach England hin entstehen, und die dauernden Kolonisationen jenseits des Weltmeers vor allem im „lateinischen“ Amerika, wo sie in einzelnen Teilen ziemlich zusammenhängende Flächen besetzt haben, allerdings auch unter fremder Herrschaft stehn. Eine Ausnahme ist nur die junge Colonia Eritrea am Roten Meer, aber sie

kommt für die italienische Auswanderung noch wenig in Betracht. Diese Ansiedlungen jenseits der Grenzen des italienischen Volkstums sind für das rasche Wachstum der Bevölkerung des Königreichs eine anerkannte Notwendigkeit, denn das Land kann, wenigstens bis jetzt, dem Überschusse seiner Bevölkerung überhaupt keine oder keine lohnende Arbeit schaffen, es muß also die Ab- und Auswanderung bis zu einem gewissen Grade begünstigen, und sie betrug im Jahre 1898 in allen ihren Formen gegen 300 000 Köpfe, wovon mindestens die Hälfte auf die Dauer das Vaterland verließen.

Dem entsprechend ist die Pflicht, für diese Auswanderung irgendwie zu sorgen, den Italienern mehr und mehr zum Bewußtsein gekommen. Freilich dauert die Klage fort, daß gar nichts dafür geschehe, die Leute, wenn sie mit Weib und Kind und Sack und Pack, oft nach langer ermüdender Eisenbahnfahrt in Genua, dem Haupteinschiffungshafen für Südamerika, ankommen, bis zur Abfahrt unterzubringen und zu verpflegen, daß man sie vielmehr ruhig auf der Gasse kampieren lasse. Ebensovienig zufrieden ist man mit der Haltung italienischer Konsuln gegenüber den Auswandern nach ihrer Ankunft am Bestimmungsorte. Für italienische Schulen im Auslande stellt der Staat alljährlich eine Million Lire in sein Budget ein, aber diese Summe wird größtenteils für die Schulen im Orient verwandt, sodaß für das übrige Auslande wenig mehr übrig bleibt. Außerdem ist der geistliche Einfluß im Auslande den nationalen Interessen meist feindlich, denn der römische Clerus sieht eben im italienischen Staate vor allem den Gegner des Papsttums und wirkt also der nationalen Gefinnung der Italiener, die sich von ihm leiten lassen, meist geradezu entgegen, eine besonders empfindliche Folge des fortdauernden Zwiespalts zwischen Vatikan und Quirinal, der an sich so wertvolle Kräfte, die für die Ausbreitung und Verstärkung des italienischen Einflusses im Auslande soviel thun könnten, nicht nur lähmt, sondern oft geradezu in Feinde verkehrt.

Da hat sich denn nun 1889 die Società Dante Alighieri, gewissermaßen unter dem Patronate des größten Namens der italienischen Litteratur, gebildet, um etwa nach dem Muster des deutschen und des österreichischen Schulvereins, aber mit etwas weitem Zielen, italienische Schulen und Kindergärten im Auslande zu unterstützen, überhaupt den Landsleuten draußen hilfreich mit Rat und That an die Hand zu gehn, namentlich auch bei ihnen in jeder Weise ihre Sprache und das Bewußtsein der unzertrennlichen Gemeinschaft mit dem Mutterlande zu pflegen und ihren Bildungsgrad zu heben. Dieser nämlich macht oft jede Einwirkung deshalb so schwer, weil eine große Menge von analfabeti unter den Auswandern zu sein pflegt, die jeder andern als persönlicher, mündlicher Einwirkung unzugänglich sind und oft genug auch von Italien selbst als einem nationalen, Anhänglichkeit fordernden Staatswesen um so weniger einen Begriff haben, als sie von diesem Staate nur die drückenden finanziellen Lasten kennen gelernt, aber keinerlei Fürsorge von ihm erfahren haben. Die Gesellschaft ist seit Jahren unter der Leitung eines der angesehensten Historiker und Politiker des Königreichs, des Senators Pasquale Villari in rüstigem Fortschreiten, obgleich ihre Mittel noch schwach genug sind.

Nach den Mitteilungen ihres gegenwärtigen Vorsitzenden auf der Jahresversammlung zu Verona (in der Nuova Antologia vom 1. November 1901, La Dante Alighieri in Verona) hat sie gegenwärtig an Ortsgruppen in Italien 71, im Auslande 21 und im ganzen etwa 9000 Mitglieder. Ihre Einnahmen betragen im Geschäftsjahr 1900/1 59500 Lire gegen 40700 Lire im vorhergehenden Jahre, ihre Ausgaben 48098 Lire gegen 33743 Lire im Vorjahre. Das sind noch sehr bescheidne Zahlen, aber die Gesellschaft scheint durch Mührigkeit und Umsicht das, was ihr an Mitteln fehlt, einigermaßen zu ersetzen. Villari selbst hat im vorigen Juli die italienischen Niederlassungen vorübergehender und dauernder Art in der Schweiz und das Trentino besucht, um sich persönlich von der Lage und den Bedürfnissen seiner dortigen Landsleute zu überzeugen. Überhaupt ist es gar nichts so seltenes, daß hervorragende Italiener, Schriftsteller und Politiker, die italienischen Niederlassungen und Interessen an Ort und Stelle studieren oder in den dortigen gebildeten Kreisen Vorträge halten, um den Zusammenhang mit der Kultur des Mutterlandes zu pflegen. So haben in den achtziger Jahren Edmondo de Amicis und Angelo de Gubernatis besonders Argentinien bereist, im vorigen Jahre hat der Abgeordnete Carlo di Rudini das ganze „lateinische“ Amerika im Interesse der italienischen Kolonisation, im Jahre 1899 der Deputierte Francesco Guicciardini Tripolis, 1900 Albanien besucht. Ein nachahmenswertes Beispiel für deutsche Reichstagsabgeordnete!

Von den italienischen Außenlanden berührt Villari den schweizerischen Kanton Tessin, abgesehen von den dortigen Arbeiterkolonien, begreiflicherweise gar nicht, weil sich hier das italienische Volkstum ganz frei entfalten kann und ein völlig italienisches Gemeinwesen geschaffen hat, das mit der deutschen und der französischen Schweiz nur durch die Bundesverfassung zusammenhängt. Dagegen erscheint ihm die Lage der italienischen Bevölkerung in Südtirol wenig günstig, seitdem sie durch die Abtretung der Lombardei und Venetiens an Italien den frühern festen Halt an diesen ausgedehnten und hochkultivierten italienischen Landschaften verloren hat. „Die Italiener dieser Gegend, sagt er, wenig über 350000, haben Millionen von Deutschen gegen sich, die drohend vordringen mit dem Übergewicht der Zahl, mit Gewalt, mit ihrem Gelde, mit der Kultur einer blühenden Zivilisation, mit dem Bewußtsein des eignen Wertes, das nach den neuen Siegen (1870/71) tausendfach gewachsen ist. Und was mehr bedeutet, der Kampf ist nicht nur ein Sprachenkampf, sondern auch ein wirtschaftlicher Kampf. Mit der deutschen Sprache hört man überall den Klang der Mark und des Guldens. Neue glänzende deutsche Hotels entstehen jeden Tag, und sie werden sofort von Reisenden aus Österreich und Deutschland bevölkert. Zahlreiche und gut ausgestattete Alpenhütten werden überall gebaut und sofort von deutschen Touristen bevölkert, die die Namen der Orte, der Täler, der Berge aus italienischen in deutsche verwandeln.“ Ein deutscher Kindergarten und eine deutsche Volksschule stehn „wie eine feindliche Festung“ im Mittelpunkte von Trident und haben fünfhundert italienische Kinder an sich gezogen, die alle germanisiert werden, und der deutsche Schulverein hat in allen den italienischen Sprachinseln deutsche Schulen und Kindergärten ge-

gründet, während die Einrichtung solcher den Italienern in Bozen bisher nicht erlaubt worden ist. Wohl ist der italienische Klerus im Trentino für das wirtschaftliche Wohl der Bevölkerung sehr thätig, hat allmählich eine Menge von Erwerbsgenossenschaften (*società cooperative*, 135), ländliche Darlehnskassen (*casse rurali*, 105), Molkereien (*latterie*), Vereine gegen Viehkrankheiten und Hagelschläge, Krankenkassen u. dergl. gegründet, zum Teil mit deutschem Gelde, aber er ist überall der italienischen National Sache abgeneigt. Auch die Tridentiner selbst thun ihr Möglichstes, haben dem deutschen Kindergarten in Trident einen italienischen gegenübergestellt und suchen den Übergang italienischen Grundbesitzes in deutsche Hände möglichst zu verhindern, aber von Italien aus sind sie bisher fast gar nicht unterstützt worden.

Nicht ohne eine gewisse Überraschung kann man als Deutscher diese Anerkennung deutscher Thätigkeit durch einen Fremden, der sie übrigens, weit entfernt sie zu tadeln, seinen Landsleuten als nachahmenswertes Muster hinstellt, entgegennehmen. Aber Villari sieht wohl von seinem italienischen Standpunkt aus die Dinge zu schwarz, für uns in zu hellem Lichte. Der neuen deutschen Hotels sind im wesentlichen drei, in Trident, Madonna di Campiglio und Levico, die Hütten des deutsch-österreichischen Alpenvereins sind nur ganz vorübergehend bewohnte Zufluchtsstätten hoch oben im Gebirge, die deutschen Reisenden Zugvögel, die zwar Geld ins Land bringen, aber nur die Schönheiten der Natur genießen wollen und an nationale Propaganda gar nicht denken. Wir Deutschen haben in Südtirol eher das Bewußtsein, alten nationalen Besitzstand zu verteidigen als fremden anzugreifen, und wir sind ganz zufrieden, wenn wir die Gegend von Bozen und die alte Sprachgrenze bei Salurn behaupten. Wenn der deutsche Schulverein deutsche Anstalten in den kleinen italienischen Sprachinseln gründet, so thut er ungefähr dasselbe, was die Italiener in den ursprünglich deutschen Sette und Tredecim Comuni des Venezianischen thun; dergleichen nationale Splitter können sich in dem Zeitalter eines gesteigerten Verkehrs nicht mehr behaupten, sie gehn früher oder später in der sie umgebenden fremdsprachigen Mehrheit auf. Dagegen sehen wir nicht ohne Besorgnis, daß der Grundbesitz in der ganzen Gegend zwischen Bozen und Trident in immer wachsendem Maße in italienische Hände übergeht, daß sich italienische Arbeiter und Handwerker schon eine Stunde von Bozen entfernt niedergelassen haben, und daß sogar die deutschen Grundbesitzer dort nur mit italienischen Arbeitern wirtschaften können, weil deutsche um den Lohn, den der Eigentümer hier zahlen kann, wenn er bestehn will, gar nicht zu haben sind. Es ist hier derselbe verhängnisvolle Zug, den wir in unserm Osten treffen: die Ansprüche an die Lebenshaltung sind auch unter unsern Handarbeitern so gestiegen, daß sie um den mit den ländlichen Produktionskosten noch verträglichen Lohn nicht mehr arbeiten wollen, also vor billigern, fremden Arbeitskräften recht eigentlich das Feld räumen. Nun aber ist es eine alte Erfahrung, daß die Sprache der beherrschten Mehrheit schließlich immer auch die Sprache der herrschenden Minderheit wird, und so können wir auch in Südtirol, soweit es wirklich italienisch ist, nur an eine italienische, aber nicht an eine deutsche Zukunft des Landes glauben.

Für die italienische Zukunft Triests fürchtet Villari nichts; hier „bilden die Italiener einen starken, kompakten und reichen Kern, der von sich selbst aus sein Volkstum verteidigen kann, der die Hälfte seines (städtischen) Budgets auf den öffentlichen Unterricht verwendet, der nicht Unterstützung sucht, sondern vielmehr bereit ist, sie andern zu leisten.“ Ähnlich scheint es in der ungarischen Hafenstadt Fiume zu stehn, denn dort ist die Amtssprache der Stadtverwaltung und die Schulsprache italienisch. Als sehr gefährdet erscheint Villari dagegen die Stellung der früher politisch und noch jetzt wirtschaftlich herrschenden, aber mit der Überzahl der Slawen ringenden italienischen Minoritäten in den alten Küstenstädten Istriens und Dalmatiens. Denn zwar können die dortigen Slawen ohne die italienische Kultur, die einzige ihnen zugängliche, gar nicht bestehen, gar keine höhere Bildung erwerben, aber sie lernen eben auch Italienisch und gewinnen damit eine nicht unbedenkliche Überlegenheit über die Italiener, die niemals eine slawische Sprache zu lernen für nötig halten und nach ihrer städtischen Art das slawische Landvolk, das jetzt in immer wachsender Zahl in diese Städte eindringt, gar nicht kennen.

Von der österreichischen Regierung können die Italiener nirgends einen besondern Schutz für ihre nationalen Ansprüche erwarten. Sie kann zwar nicht germanisieren, weil das dem längst feierlich proklamierten Prinzip des „Völkerstaats“ widersprechen würde, sie will aus demselben Grunde auch nicht eigentlich slawisieren, aber sie läßt eben den Dingen ihren Lauf, und dieser ist der Mehrheit, namentlich einer energischen Mehrheit leider immer günstiger als der höhern und ältern, aber nur von einer Minderheit vertretenen Kultur. Darunter leiden die Italiener in Dalmatien und einigermaßen auch im Trentino ebenso wie die Deutschen in Böhmen, Mähren und Österreichisch-Schlesien. Für die Italiener geradezu einzutreten wird der österreichischen Verwaltung auch noch besonders durch den keineswegs erstorbenen „Irredentismus“ erschwert; selbst Villari spricht ganz offen von den provincie irredente. Soll Österreich diesen Bestrebungen etwa dadurch entgegenkommen, daß es das italienische Element in seinen Grenzprovinzen stärkt? Begünstigen die Italiener etwa die doch sehr harmlosen Slawen in ihrem Friaul? Niemals kann Österreich Triest aufgeben, es mag der Bevölkerung nach so italienisch sein, wie es will und kann, es wird also auch schwerlich hier die von den Italienern nicht mit Unrecht verlangte italienische Universität begründen, was doch dieses ihm unentbehrliche Triest geradezu auch noch zum geistigen Mittelpunkte der provincie irredente machen hieße, sondern, wenn überhaupt, höchstens in Trident.

Das alles weiß natürlich auch Villari; er erwartet deshalb eine Stärkung des italienischen Kultureinflusses an der Ostseite der Adria nur von einer Belebung des italienischen Handels, mit dem die Geltung des italienischen Elements gestiegen und gesunken ist. Bekanntlich bewegt sich die italienische Politik seit kurzem in der That nach dieser Richtung; italienische Postanstalten sind in den wichtigsten Plätzen Albaniens, in Skutari, Durazzo, Balone, Prevesa, Janina errichtet worden, Handelsbeziehungen werden dort angeknüpft, und auch in Montenegro hat die italienische Sprache in den Schulen von Cetinje, Antivari und Dulcigno neuerdings Eingang gefunden. Aber dem gewaltigen Über-

gewicht, das Österreich durch den Triestiner Lloyd im Adriatischen Meere ausübt und seinen fortschreitenden Eisenbahnbauten auf der Balkanhalbinsel, die binnen wenig Jahren Wien (neben der schon bestehenden Linie über Budapest, Belgrad, Nisch und Üsküb) auch über Sarajevo, Novibazar und Mitroviza in unmittelbare Verbindung mit Saloniki setzen werden, das um 388 Kilometer näher an Alexandria liegt als Brindisi, muß mit ganz andern Mitteln begegnet werden. Vor allem setzt Villari seine Hoffnung einerseits auf den seiner Vollendung entgegengehenden Simplondurchstich, andererseits auf eine neue Eisenbahn von Valona oder Durazzo aus nach Saloniki, etwa in der Richtung der altrömischen Via Egnatia. Jener wird die unmittelbare Verbindung Italiens mit Frankreich und England, diese mit dem Ägäischen Meere und Konstantinopel über Brindisi vermitteln. Kommt dann noch die Wiederbelebung der Binnenschiffahrt auf dem Po hinzu, dann führt ein billiger Wassertransportweg vom Endpunkte der Simplonbahn bis Valona oder Durazzo, dem Eingangshafen der Balkanhalbinsel, und Venedig kann einen Teil seiner alten Bedeutung wiedererlangen. Der italienische Einfluß aber wird auf der Adria und auf der Balkanhalbinsel wesentlich verstärkt werden.

Das sind nun freilich Zukunftsbilder, augenblicklich sieht es im Umkreise des Mittelmeers für die Italiener nicht besonders günstig aus. Ein Schmerzenskind ist für sie jetzt Malta geworden. Da die Malteser, eine kleine, aber höchst rührige Menschengruppe von 200000 Köpfen, als Muttersprache einen ganz isolierten und so gut wie litteraturlosen arabischen Dialekt sprechen, so bedürfen sie, um überhaupt eine höhere Bildung zu erwerben und mit den Nachbarn verkehren zu können, der Kenntnis einer Kultursprache, und das ist seit Jahrhunderten, auch unter der erst seit 1802 bestehenden englischen Herrschaft, natürlich immer das Italienische gewesen, zumal da die Inseln, auch nachdem sie 1530 den Johannitern übergeben worden waren, niemals angehört hatten, ein Zubehör des Königreichs Sizilien zu sein. Erst 1899 verfügte die englische Regierung, daß binnen fünfzehn Jahren ausschließlich das Englische die Sprache der maltesischen Behörden und Gerichtshöfe sein solle, eine gewaltthätige Maßregel, ganz im Stile Mr. Chamberlains. Die Folge muß, wenn sie durchgeführt wird, die völlige Verdrängung des längst eingebürgerten und gar nicht mehr als fremde Sprache empfundenen Italienisch sein. Denn in den ausschließlich von der Regierung unterhaltenen Volksschulen wird in den ersten drei Jahren nur Maltesisch unterrichtet, obendrein ein künstlich zurechtgemachtes Maltesisch, und da die Knaben mit dreizehn Jahren ins Gymnasium eintreten, so müssen sie etwa vom zehnten Jahre an Englisch lernen, nicht nur weil dieses dort obligatorisch ist, sondern auch weil ihnen sonst in der Zukunft alle Ämter verschlossen sind und jeder Verkehr mit den künftig nur englisch sprechenden Behörden unmöglich gemacht wird; Italienisch lernen sie also überhaupt nicht mehr ordentlich. Die Folge ist eine erbitterte Agitation auf den Inseln und eine Vereiztheit gegen die Engländer, die niemand mehr zu gute kommt, als den der englischen Herrschaft keineswegs günstigen Jesuiten und der von ihnen geleiteten Merikalen Partei.

Mit Bekümmernis sieht Villari auch auf den Rückgang des Italienischen

im türkischen Orient, dem alten Herrschaftsgebiete der Venezianer; es ist nicht mehr die Lingua franca, die allgemeine Verkehrs- und Handelsprache wie früher. In Konstantinopel und Kleinasien wie in Ägypten steht als solche an erster Stelle das Französische, dann folgt in Ägypten das Englische, das aber wahrscheinlich in kurzem das Französische aus seiner jetzigen Geltung verdrängen wird; auch das Deutsche macht Fortschritte. Dagegen geht das Italienische zurück. In den einheimischen ägyptischen Schulen wird es überhaupt nicht gelehrt, und die italienischen Schulen werden fast nur von Kindern der niedern Klassen besucht, nicht des Mittelstandes, der sie vielmehr lieber in französische Schulen schickt. Sogar die gebildeten Italienerinnen sprechen mit Vorliebe französisch, und auch italienische Banken führen ihre Korrespondenz französisch. Schlimm sieht es für die Italiener auch im französisch gewordenen Tunis aus, wo nach französischen Angaben mindestens 40000 Italiener und 10000 italienisch sprechende Malteser angesiedelt sind. Nach neuern Bestimmungen dürfen dort nämlich neue italienische Schulen nicht gegründet werden, und für die Anerkennung als Advokat oder Notar wird jetzt das Zeugnis einer französischen Universität gefordert. Wird diese Maßregel, wie die Italiener fürchten, auch auf die andern gelehrten Berufe ausgedehnt, dann wird den höhern italienischen Schulen Tunisiens die Art an die Wurzel gelegt, und auch die Wirkung der schon bis jetzt getroffenen Verfügungen ist für die Interessen der dortigen Italiener höchst un bequem, umsomehr, als sie auch mit der mächtigen Konkurrenz der schon zahlreichen und von der Regierung energisch unterstützten französischen Schulen zu ringen haben.

Im übrigen Orient thut die italienische Regierung verhältnismäßig viel für die Unterhaltung italienischer Schulen der verschiednen Stufen. Ihre Anzahl betrug schon 1891 nicht weniger als 92 mit 4230 Schülern, darunter eine Handelsschule in Smyrna, und neuerdings ist die Errichtung neuer Schulen auch in Jaffa und Jerusalem eingeleitet worden, wie solche schon länger in Beirut, Aleppo und andern Städten Syriens bestehn. Dafür werden im ganzen jährlich etwa 900000 Lire aufgewandt. Allerdings kommen sie keineswegs ausschließlich oder auch nur hauptsächlich den italienischen Ansiedlern zu gute, denn von jenen 4230 Böglingen im Jahre 1891 waren nur 1884, also noch nicht die Hälfte, italienische Unterthanen, die übrigen Angehörige andrer europäischer Nationen oder Orientalen, und Villari tabelt deshalb diese Ausgaben als eine Verschwendung, aber kaum mit Recht. Denn wenn die italienische Sprache im Orient nicht weiter zurückgehn soll, so giebt es doch dagegen kein besseres Mittel, als ihre Verbreitung durch italienische Schulen unter den Landesangehörigen. Andre Nationen verfahren nicht anders.

Sehr charakteristisch ist der Beweggrund, der seinerzeit das Ministerium Crispi zur Errichtung dieser italienischen Staatsschulen im Orient bestimmt hat, nämlich die ablehnende Haltung der zahlreichen geistlichen Schulen italienischer Orden, die sich einfach weigerten, sich unter den Schutz der italienischen Flagge zu stellen und unter dem Protektorate Frankreichs verblieben sind. Wieder tritt hier eine schlimme Folge des Gegensatzes zwischen dem Papsttum und dem Königreich Italien zum Nachteil der italienischen Nationalinteressen zu Tage.

Aber nicht nur diese, sondern auch noch eine andre zu wenig beachtete Wahrheit. Nicht nur der Handel, sondern auch die Kultur und die Sprache folgen der Flagge, und lieber der Flagge, die eine starke Faust aufrecht erhält, als der, die in schwacher Hand ruht. Unsr Siege von 1870/71 haben uns im ganzen Orient tausendmal mehr Respekt verschafft, als alle unsre Wissenschaft und Kultur, zumal da sie über die Nation erfochten wurden, die bis dahin dort als die mächtigste, als die eigentliche Vertreterin der abendländischen Bildung betrachtet worden war. Für die Macht und ihre kluge Anwendung hat der Orientale ein sehr feines Verständnis. Vor wenig Jahren sagte der frühere griechische Patriarch Nikodemos von Jerusalem zu unserm Kirchenhistoriker Heinrich Gelzer, der über seine Beobachtungen besonders der kirchlichen Verhältnisse des Orients kürzlich in einem sehr lehrreichen und lebendig geschriebnen Buche (Geistliches und Weltliches aus dem türkisch-griechischen Orient. Selbsterlebtes und Selbstgesehenes. Leipzig, B. G. Teubner, 1900) berichtet hat: „Kaiser Wilhelm ist in seinen politischen Maßnahmen weder durch seine Freundschaft zu den Türken noch durch Antipathien gegen die Hellenen bestimmt. Er hat nur ein Ziel, den Vorteil der Deutschen, und darin hat er Recht. Sehen Sie diese anatolischen Eisenbahnen, das ist ein Meisterstück der Deutschen. Die Deutschen sind klug.“ Nur der Respekt vor uns hat den Sultan bewogen, die entscheidenden Konzessionen zu erteilen und ihnen soeben durch die am 17. Januar veröffentlichte Trade die für die Bagdadbahn hinzuzufügen, deutsche Offiziere zur Reorganisation seines Heeres zu berufen, die mit einem allerdings vorzüglichen Menschenmaterial „Erstaunliches“ geleistet haben, und den deutschen Templern in Palästina so wertvolle Zugeständnisse zu machen. Nur weil wir stark und geachtet dastehn, genügte ein Wort unsers Kaisers, offenbar gegen die Neigung des Vatikans und trotz des grollenden Widerspruchs der Franzosen, die katholischen Niederlassungen deutscher Ordensgenossenschaften im ganzen Orient unter deutsches Protektorat zu stellen, und er wußte wohl, was er that, als er 1898 auf einem der höchsten Punkte von Jerusalem die evangelische Erlöserkirche einweihte und zugleich den deutschen Katholiken das Grundstück der Dormition de la Vierge schenkte. Er will der Schirmherr beider Kirchen draußen sein, und er ist es. Nur Thoren können verkennen, was diese Stellung für unsre nationale Geltung im Morgenlande bedeutet. Die Franzosen sind immer viel klüger gewesen. „Die republikanische Regierung, die in der Heimat zur Befriedigung der gesinnungstüchtigen Priesterfeinde in periodisch wiederkehrenden Zeiträumen und so auch jetzt eine Kirchenverfolgung veranstalten muß — ist im Orient die Gönnerin und Förderin der katholischen Priester,“ namentlich der rührigen Ordensniederlassungen, die in Unterricht und Krankenpflege „Hervorragendes leisten“ und darum sogar bei der muhammedanischen Bevölkerung „eine beispiellose Popularität“ gewonnen haben. Dagegen können die armen Italiener nicht ankommen, denn die Hand, die ihr nationales Banner trägt, ist nicht stark genug, und es hat in den letzten Jahrzehnten leider niemals über einem großen Siegesfelde geflattert.

Um so begreiflicher ist es, wenn Italien seit einiger Zeit ein besseres Verhältnis zu Frankreich anzubahnen, die französische Feindseligkeit, die ihm

überall am Mittelmeer hemmend in den Weg tritt, zu beschwichtigen sucht. Den Anfang dazu machte der Handelsvertrag vom 21. November 1899, die Flottenzusammenkunft in Toulon im April 1901 setzte das fort, und nach den jüngsten Äußerungen des Ministers Prinetti in der Abgeordnetenkammer am 14. Dezember vorigen Jahres wie des französischen Botschafters Barrère in Rom beim Neujahrsempfange der französischen Kolonie scheint es in der That, als ob beide Staaten zu einem Einverständnis in dem Sinne gelangt wären, daß Italien den französischen Plänen in Marokko nicht entgegentritt, Frankreich dagegen den italienischen Anspruch auf Tripolis für gewisse Fälle anerkennt, jedenfalls zugiebt, daß Italien dieses Gebiet künftig als seine ausschließliche „Interessensphäre“ behandelt. Das sagt auch ein von gut unterrichteter Seite herrührender Artikel der Nuova Antologia vom 1. Januar dieses Jahres (Tripoli e la Triplice) ziemlich deutlich, wenngleich er von neuen kolonialen Abenteuern nichts wissen will und jede Absicht einer etwa binnen kurzem bevorstehenden italienischen Okkupation des Landes in Abrede stellt. Auch Barrère hat geradezu erklärt: „Zwischen Frankreich und Italien giebt es keine Mittelmeerfragen mehr.“ Sollte das etwa zugleich eine Abwendung Italiens von England bedeuten, sollte gar für die Zukunft das Lösungswort ausgegeben werden: „Das Mittelmeer den Mittelmeervölkern“? Wenigstens scheint man jetzt auch in Italien über England gründlich verstimmt zu sein. Der Verfasser jenes Artikels sagt bitter, indem er die neuere Politik Englands als „die unglücklichste, die man sich denken kann,“ bezeichnet: „Die (zum Unterschied von andern Nationen freundliche) Haltung unsers Landes (im Burenkriege) ist in London, besonders in den Regierungskreisen, nicht gewürdigt und vielleicht nicht einmal erkannt worden. Das zu beweisen, würde die verächtliche Sprache genügen, die Chamberlain im Hause der Gemeinen in der Debatte über das Kolonialbudget bezüglich Maltas gegen uns geführt hat. Wir tragen nicht die Schuld, wenn wir auch ohne Hilfe Englands unsre auswärtige Politik bestimmen müßten.“ Wir wüßten nicht, inwiefern eine solche Wendung gegen Deutschlands und Oesterreichs Interessen liefe oder den Dreibund erschüttern könnte, dessen Erneuerung alle verständigen Italiener wünschen, allerdings im Zusammenhang mit günstigen Handelsverträgen. Eben deshalb hat man dort auch die Reichstagsrede des Grafen Bülow vom 8. Januar günstig aufgenommen, obwohl einige italienische Blätter etwas gekränkt bemerken, es sei für Italien gerade keine Schmeichelei, mit einer „leichtfertigen Frau“ (donna leggiera) verglichen zu werden.

In diese Dinge einzugreifen ist die Dante Alighieri natürlich nicht imstande; Villari begnügt sich deshalb damit, seine Regierung auf die oder jene Gefahr aufmerksam zu machen. Unmittelbar nimmt sich dagegen der Verein der Niederlassungen italienischer Arbeiter in den Grenzländern an, die dorthin auf kürzere oder längere Zeit, allein oder mit ihren Familien wandern, besonders um Straßen und Eisenbahnen zu bauen, namentlich im Gebirge oder in Steinbrüchen, in Häfen u. a. m. zu schaffen. Sie sind eigentlich nirgends mehr zu entbehren, sie haben die Gotthard- und Arlbergbahn gebaut, sie durchbrechen den Simplon, und überschienen den Albulapaf, sie sind in Südfrank-

reich, dem alten italienischen Auswanderungsgebiete, so zahlreich, daß unter den 500 000 Einwohnern von Marseille nicht weniger als 90 000 Italiener gezählt werden. Wegen ihrer Neigung zu rascher Gewaltthat sind sie nicht gerade beliebt, aber als fleißige, geschickte, nüchterne, genügsame und sparsame Leute geschätzt. Am Simplon sind ihrer auf Walliser Boden in Brig und Maders einige Tausend, meist mit Weib und Kind angesiedelt. Außer den dringend nötigen gesundheitlichen Vorkehrungen hat deshalb die Dante Alighieri hier Schulen errichtet oder unterstützt, in Maders drei, in Brig eine, außerdem in Maders einen Kindergarten und für Erwachsene eine Abendschule, die auf dringendes Verlangen der Arbeiter außer dem Italienischen auch das Französische in ihren Unterrichtsplan aufgenommen hat. An der Albulabahn von Thusis nach St. Moritz im Engadin sind nicht weniger als 12 000 italienische Arbeiter beschäftigt, um deren Wohl sich einige Priester und Schulschwester mit großer Hingebung bemühen. In Bern giebt es oft 2000, in Zürich 5000 italienische Arbeiter; da aber die Kinder die öffentlichen Schulen mit deutscher Unterrichtssprache besuchen müssen, so vergessen sie ihr Italienisch rasch; doch hofft Willari die Erlaubnis zur Eröffnung italienischer Schulen zu erhalten. Es ist übrigens nicht immer leicht, an die Arbeiter heranzukommen. Abgesehen davon, daß sie sich auch im Auslande gern in landschaftliche Gruppen sondern, deren jede auf die andre mit Geringschätzung oder Argwohn und Abneigung sieht, sind die einen so unwissend, daß sie von Italien als Staat gar keinen Begriff haben und häufig nur ihre heimische Mundart, nicht das Italienische verstehen, die andern, namentlich die aus größern Städten, mit radikalen anarchistischen Gedanken erfüllt, gegen ihre „Stiefmutter“ Italien geradezu erbittert und auch religiöser Einwirkung kaum zugänglich. Einen Teil der Schuld daran glaubt Willari hier wie anderwärts der ungenügenden Leistungsfähigkeit der italienischen Konsuln zuschreiben zu müssen, die sich um diese Auswanderer selten bekümmern.

Große Hoffnungen setzen die Italiener auf ihre Ansiedlungen in Südamerika, besonders in Argentinien und im südlichen Brasilien. Die Einwanderung dorthin hat erst in den fünfziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts begonnen. In Argentinien wanderten 1857 bis 1899 nicht weniger als 1146 407 Italiener (im ganzen 1850226 Ausländer, darunter nur 27000 Deutsche) ein, sodaß schon nach der Volkszählung von 1895 unter den knapp 4 Millionen Einwohnern des weiten Landes fast ein Achtel, nämlich 492636 Italiener waren. Sie leben am dichtesten im Staate Santa Fé am Parana, in den unermesslichen Ebenen der Pampas und haben dort allmählich ziemlich zusammenhängende blühende Kolonien begründet, die sie nach heimischen Erinnerungen (Garibaldi, Cavour, Margherita, Umberto, Nuova Torino, Bell' Italia u. s. f.) getauft haben. Sie tragen alle denselben Charakter der Anlage: in der Mitte ein großer, viereckiger Platz, von kleinen, einstöckigen Häusern umgeben, daran das Stadthaus, die Kirche, die Schule, die Wohnung des Arztes, von da auslaufend gerade, breite, mit Pappeln und Eukalyptusbäumen bepflanzte Straßen, die ins Land hinaus führen; dort liegen die Höfe verstreut, oft meilenweit entfernt, von Gärten, Äckern und Weiden umgeben. Oft siedeln

die Landsleute wie daheim zusammen; die größte und schönste Kolonie dieser Gegend, San Carlos, ist z. B. rein piemontesisch, und sogar die Sprache des Verkehrs wie des Gemeinderats ist der piemontesische Dialekt. Die meisten Kolonisten kommen ohne jede Kenntnis des Landes, mit einem Bündel Sachen und wenig Geld an, aber sie finden Landsleute oder Verwandte, fangen als Knechte an, pachten schon im zweiten Jahre ein Stück Land auf Halbpacht (mezzadria), wozu ihnen der Eigentümer das Vieh und das Inventar stellt, kaufen nach einigen harten Jahren zuerst dieses, dann ein Stück Land auf Abzahlung, vergrößern das allmählich und thun einzelne Teile wieder an neue Ankömmlinge auf Halbpacht aus. Da das Land billig zu haben und außerordentlich fruchtbar ist, das Vieh auf die Weide geschickt wird und also wenig Arbeit macht, so kommen die Leute meist schnell vorwärts und werden wohlhabend, nur daß sie davon nicht gern reden und sehr einfach leben, wie sie es gewöhnt sind. Ihre Frauen helfen ihnen wacker, obwohl sie sich in der Regel viel schwerer im Lande eingewöhnen als die Männer. Untereinander sind sie immer hilfsbereit, bilden auch Klubs und Vereine der verschiedensten Art, namentlich Gesellschaften zu gegenseitiger Unterstützung. So lebten im Staate Santa Fé schon 1897 über 100 000 Italiener in etwa 400 Ansiedlungen auf 4 Millionen Hektar, d. h. sie machten mehr als den vierten Teil seiner Einwohnerzahl aus und besaßen vom Grund und Boden fast den dritten Teil. Auch unter den 765 000 Einwohnern (1899) von Buenos Ayres, der Bundeshauptstadt, zählen die Italiener nach Zehntausenden. Dort besteht eine starke italienische Presse, eine Società nazionale italiana und ein italienisches Hospital; dort wurde im September 1901 auch ein Kongreß aller italienischen Gesellschaften Argentiniens abgehalten.

Denn trotz aller zuweilen komischen Eifersüchteleien zwischen den verschiedenen italienischen Landsmannschaften halten sie untereinander gegen die übrigen Nationalitäten eng zusammen und bewahren dem alten Vaterlande, das doch so wenig für sie gethan hat, die treueste Anhänglichkeit. Während Beispiele davon erlebte u. a. Edmondo de Amicis, als er 1885 einige italienische Niederlassungen besuchte; er hat darüber in einem zierlichen Büchlein (In America, Roma, Voghera, 1897, jetzt auch in der neuen Sammlung Capo d'anno. Pagine parlate, Milano, Treves) anschaulich und anziehend berichtet. Meilenweit fahren ihm die wackern Bauern von San Carlos auf zehn „Volante,“ den landesüblichen Wagen, unter dem italienischen Banner entgegen; als sie ihn als den Erwarteten erkennen, heißt es sofort: „Jetzt sind Sie nicht mehr in Amerika, sondern in Ihrem Lande, in Piemont.“ Er bemerkt am Sonntage, daß sie alle noch ihre alten piemontesischen Trachten tragen; „es war das lebendige echte Piemont,“ er kann die Leute an ihrem Dialekt als Angehörige dieser oder jener Gegend seiner Heimat erkennen; er wird gastfreundlich von Haus zu Haus aufgenommen und sieht auf jedem die italienische Tricolore. Von der Heimat können sie nicht genug hören, sie erkundigen sich bei ihm naiv nach ihren alten Bekannten und Verwandten, als wenn er die alle kennen könnte, und das ferne Italien erscheint ihnen allen in einem idealen Lichte. „Obwohl sie fast alle gezwungen aus ihrem Lande fortgezogen

waren, ohne etwas anderes mit sich zu nehmen als die Erinnerungen an Plagen und Schmerzen, so war keiner unter ihnen, nicht einer, von dem ich nur ein bitteres Wort gegen das Vaterland gehört hätte. Ich fand mehr als einen, der sich unter vier Augen vertraulich darüber beklagte, daß betreffs der Militärpflicht die Frage nach der Nationalität der in Amerika gebornen Söhne der Italiener noch nicht gelöst sei. »Ich werde nicht mehr von hier weggehen, aber ich will nicht, daß mein Sohn fahnenflüchtig wird.« An ihren nationalen Helden hängen sie wie in der Heimat; in Buenos Ayres wollen sie Garibaldi ein Denkmal errichten. De Amicis fand, daß sie politisch noch wenig Einfluß hätten, weil sie ihrer Herkunft nach meist den untersten Klassen angehören, und die spanischen Argentinier als die eigentlichen Herren des Landes sie mit dem Hochmut spanischer Herren behandelten. Aber seitdem hat sich doch manches auch in dieser Richtung gebessert. Schon ist der Gedanke aufgetaucht, das Italienische als zweite Staatssprache Argentinien zu fordern, und in Buenos Ayres ist es jüngst wenigstens in den öffentlichen Schulen allgemein eingeführt worden. Auch sonst sorgen die Italiener so gut sie können für italienische Schulen. In ganz Argentinien gab es 1900 deren gegen 300 mit 150 eignen Häusern und 4334 Schülern, in Buenos Ayres allein 2853 Schüler, in Rosario, der wirtschaftlichen Hauptstadt des Staates Santa Fé, 922. Ähnlich steht es in Uruguay, wo die Hauptstadt Montevideo schon fast italianisiert ist, mehrere italienische Schulen und schon seit längerer Zeit ein Mazzinidenkmal hat. Auch Verdis Gedächtnis ist dort in einer großen Feier begangen worden. Die Dante Alighieri greift auch hier helfend ein: sie sucht die landschaftlichen Gruppen mit Erfolg zu vereinigen und unterstützt die Schulen.

Weniger geschlossen, aber in ansehnlicher Stärke sitzen die Italiener in Brasilien und zwar, wie die Deutschen, vornehmlich in den Südstaaten, im ganzen (1900) etwa 1300000 Köpfe gegenüber nur 300000 Deutschen, sie machen also fast 10 Prozent der Gesamtbevölkerung von etwa 15 Millionen aus, von denen aber allein im Staate San Paulo 400000 unter 1384000 Einwohnern (in der Stadt San Paulo 1891 allein fast 45000 von 130000 Einwohnern), in Rio grande do Sul 160000 unter etwa 900000 Einwohnern, in Santa Catharina 30000 bis 50000 unter 284000 Menschen leben, ganz überwiegend als Bauern oder Arbeiter in den Kaffeepflanzungen. Auch hier hat die Dante Alighieri kräftig und erfolgreich eingegriffen, besonders in den jungen Niederlassungen von Santa Catharina. Aber nur im Süden, denn im Norden beherrschen die Jesuiten, Deutsche und Polen, die meist armen italienischen Ansiedler so vollständig, daß sie dort eine Art von kleinem Kirchenstaat gegründet haben und die nationale Gesinnung, namentlich die Anhänglichkeit an das Königshaus, grundsätzlich aufs schärfste bekämpfen.

Wie dem auch sei, an einer nationalen Zukunft der italienischen Niederlassungen in Südamerika wird man nicht zweifeln dürfen. Sie haben eine solche, die viel stärkeren, viel wohlhabendern, viel gebildeteren Deutschen in Nordamerika haben keine, und das erklärt sich nicht nur daraus, daß die Amerikaner ihnen an Energie und Selbstbewußtsein gewöhnlich überlegen sind und deshalb im-

ponieren, sondern sie selbst tragen wesentlich die Schuld. Von dem starken nationalen Selbstgefühl, das die Italiener Argentiniens beseelt, ist bei ihnen gar keine Rede; sie veramerikanern deshalb in der zweiten, spätestens dritten Generation, trotz aller Sing- und Turn- und Kriegervereine; ja sie sind nicht nur stolz darauf, loyale Bürger ihres „Adoptivaterlands“ zu sein, als die sie allerdings zu unsern gefährlichsten Konkurrenten geworden sind, sondern sie sehen auch oft genug mit Geringschätzung auf die „engen“ Verhältnisse der alten Heimat herab, die freilich den Staatsbegriff und die Staatspflichten ernster und strenger faßt, als es der republikanischen „Freiheit“ drüben bequem ist. Die Deutschen sind im Bürgerkrieg 1861 bis 1865 die besten Soldaten der Union gewesen, aber ihr politischer Einfluß charakterisiert sich dadurch, daß sie bisher einen einzigen Deutschen in den Senat gebracht haben. Was da drüben entsteht, das ist ein wesentlich angelsächsisch-deutsches Mischvolk, dem die Angelsachsen das politische und das Sprachgepräge geben, und eine Kultur, die durch eine starke Beimischung deutschen Geistes mit bestimmt wird, aber für das Mutterland und für das deutsche Volkstum sind alle diese Millionen Deutscher verloren. Das alles ist für uns sehr traurig und beschämend, aber es ist so, über diese Ergebnisse unsers Volkscharakters und unheilbarer Verschämnisse sollen wir uns wenigstens nicht täuschen.

Leipzig

Otto Kaemmel



Die österreichische Staatskrise

Von Julius Pagelt (Wien)



Wenn Graf Eduard Taaffe heute noch lebte, so würde er sich vergnügt über seine Spötter die Hände reiben. Wie hat man den Mann, der auch in den schwierigsten Situationen nie seine gute Laune verlor, gehaßt und verspottet, als er einmal im Parlament davon sprach, daß er eben „fortwurfeln“ müsse. Kleinere, viel kleinere als er haben ihm darum jede staatsmännische Dualität abgesprochen, und doch hatte er nur den Mut, auch offen auszusprechen, was schon alle seine Vorgänger gethan hatten, und was seine Nachfolger nicht einmal mehr können. Graf Taaffe hatte das Programm des „Fortwurfelns“ nicht erfunden. Schon das Bürgerministerium „wurfelte“, als die kurzen Glitterwochen der konstitutionellen Ära vorüber waren, und das Ministerium Auersperg II „wurfelte“ erst recht, bis ihm die eigne Partei, die Deutschliberalen auch das schließlich unmöglich gemacht hatten. Taaffe brachte wenigstens das Kunststück zustande, sich auf diese Weise vierzehn Jahre zu halten. Man mag mit vielem, was unter dem Ministerium Taaffe geschehn ist, nicht einverstanden sein, man mag manche seiner Maßnahmen, man mag seine ganze Taktik verurteilen, aber die Fehler der Taaffischen Politik lagen nicht in